

**„Der Zettel hier ist tausend Kronen wert.“  
- Wie lässt sich die Inflationsgefahr bändigen? -**

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Otmar Issing  
Präsident des Center for Financial Studies

Kolloquium des Instituts für bankhistorische Forschung  
Frankfurt, 18. September 2012

## 1. Goethe und das Geld

Bei der Vorbereitung der Ausstellung „Goethe und das Geld“ konnte man als Ökonom im Kreise ausgewiesener Goethe-Kenner rasch lernen, dass sich in literarisch faszinierenden Texten ökonomische Theorien verbergen, die damals alles andere als herkömmlich galten.

Im Umkehrschluss kann man daraus folgern, dass diese Erkenntnis nicht dem Zufall zuzuschreiben ist, sondern jenseits von Goethes praktischen Erfahrungen als Finanzminister und Bergwerksdirektor auf theoretischen Einsichten basiert. Immerhin standen in seiner Bibliothek nicht weniger als 46 Bücher zur Nationalökonomie<sup>1</sup> – daher auch der Zusatz im Titel der Ausstellung: „Der Dichter und die moderne Wirtschaft“.

In seiner ökonomischen Deutung des Faust geht Hans Christoph Binswanger über diese Sicht hinaus: Goethe erkläre die Wirtschaft als einen alchemistischen Prozess, als die Suche nach dem künstlichen Gold.<sup>2</sup>

In meinem Beitrag zum Katalog gehe ich von der berühmten Szene im Faust, Teil II, erster Akt aus, in der Goethe den Kanzler sagen lässt:

---

<sup>1</sup> Siehe: S. Damm und H. Damm, „Geheimnisvoll offenbar“ – Goethe im Berg, Frankfurt 2009, S. 114.

<sup>2</sup> H. C. Binswanger, Geld und Magie, Stuttgart 1985.

„Zu wissen sei es jedem ders begehrt: / Der Zettel hier ist tausend Kronen wert.“<sup>3</sup> Und fügt sogleich hinzu:

Ihm liegt gesichert, als gewisses Pfand  
Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland.  
Nun ist gesorgt damit der reiche Schatz,  
Sogleich gehoben, diene zum Ersatz.  
(Verse 6059-6062)

Mephistopheles, der Vater der Idee, ‚Zettel‘ mit der Unterschrift des Kaisers, also Banknoten, in Umlauf zu bringen, preist die Vorzüge des neuen Geldes, die Bequemlichkeit und die beliebige Vermehrbarkeit:

Man wird sich nicht mit Börs' und Beutel plagen,  
Ein Blättchen ist im Busen leicht zu tragen,  
(...)  
Ein solch Papier, an Gold und Perlen statt,  
Ist so bequem, man weiß doch was man hat,  
(...)  
So bleibt von nun an allen Kaiser Landen  
An Kleinod, Gold, Papier genug vorhanden.  
(Verse 6103-6130)

Goethe hat in der bildhaften Sprache des Dichters beschrieben, wie – in der nüchternen Terminologie der Ökonomen – die Tauschmittelfunktion des Geldes vom Papiergeld sogar noch viel besser als vom gemünzten edlen Metall erfüllt werden kann. Der Fluch dieser Schöpfung, kein Wunder, bedenkt man ihren Spiritus rector, kann nicht ausbleiben – Inflation ist die Folge. Goethe war mit dieser

---

<sup>3</sup> Faust. Der Tragödie zweiter Teil, in: J. W. G., Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche, hrsg. von Friedmar Apel (u. a.), 40 Bde., Frankfurt am Main 1985-1999 (FA), hier: FA 7/1, Verse 6057f. Verszahlen im Text beziehen sich im Folgenden auf diese Ausgabe.

Konsequenz der grenzenlosen Ausgabe von Papiergeld aus den Erfahrungen Frankreichs mit dem Experiment John Laws und der Assignaten vertraut.

## 2. Die Misere des Papiergeldes

Die Währungsgeschichte liefert eine Unzahl von Beispielen der Inflation, weniger poetisch als im Faust, aber ebenso dramatisch in ihren Abläufen wie in den Folgen. Auch wenn es Missbrauch der Währung in Zeiten von Gold und Silber gab, man denke nur an das Unwesen der Kipper und Wipper, so öffnete doch erst das ‚Zettelwesen‘ die Schleusen für die unbegrenzte Geldschöpfung. Nachdem die Kosten des Banknotendrucks im Vergleich zum Nennwert zu vernachlässigen sind, entfällt die „natürliche Bremse“ für die Ausweitung der Geldmenge.

So kann es auch nicht verwundern, dass schon das erste größere Experiment mit Papiergeld in China im Sumpf der Inflation endete.<sup>4</sup> Die Diskussion um die Vorteile und Gefahren des Papiergeldes während der Song-Dynastie weist erstaunlich moderne Züge auf, oder anders formuliert, belegt die intrinsische Problematik stoffwertlosen Geldes.<sup>5</sup> So gab es eine Phase, in der das schlechte (Papier-)Geld das gute (Münzen) aus dem Verkehr drängte, eine frühe Erkenntnis von

---

<sup>4</sup> Siehe: H. Schmidt-Glinzer, Die Geschichte vom „Fliegenden Geld“. Von der Festigkeit der Währung in China, in: Braunschweigische Wissenschaftliche Gesellschaft, Jahrbuch 2011, Braunschweig 2012, S. 73ff. Der Autor weist die Vorstellung zurück, man hätte in China schon vor 2500 Jahren Geld gedruckt. Das erste wirkliche Papiergeld wurde vor rund 1000 Jahren in der Hauptstadt der Provinz Sichuan ausgegeben.

<sup>5</sup> Zum Folgenden siehe: D.Kuhn, The Age of Confucian Rule, Cambridge, Mass.,2009, S.238 ff.

Gresham`s Law aus dem 16. Jahrhundert. Auch der quantitätstheoretische Zusammenhang zwischen der Geldmenge und der Preisentwicklung blieb den Beobachtern nicht verborgen. Immerhin plagte den Hauptverantwortlichen ein schlechtes Gewissen. Vom Kaiser Xiaozong wird gesagt, er habe nach der Ausgabe von „huizi“, eine neue Variante des Papiergeldes, zehn schlaflose Jahre verbracht. 1166 praktizierte er eine überzeugende Form der Geldvernichtung indem er Papiergeld zurückkaufte und verbrennen ließ. Das blieb aber eine Episode. Die Versuchung, mehr und mehr Geld zu drucken, blieb übermächtig. Und was soll man zu dieser Beobachtung sagen? „The ruinous effects on the Song national economy could no longer be ignored. But it was easier to print more money notes than to reform the monetary system”.<sup>6</sup> 1264 war der Spuk zu Ende, das ganze Papiergeldsystem kollabierte

Auf dem unüberschaubaren Friedhof untergegangener Währungen wurden seitdem immer wieder neue Gräber ausgehoben. Im Extremfall taugt noch nicht einmal das Papier der Banknoten für praktische Zwecke.<sup>7</sup> Hayek erklärt in seiner „Choice in Currency“ lapidar: „... practically all governments of history have used their exclusive power to issue money in order to defraud and plunder the people.”<sup>8</sup>

---

<sup>6</sup> Kuhn, a.a.O., S.241.

<sup>7</sup> So findet sich in Zimbabwe an den entsprechenden „Orten“ der Hinweis, man solle wegen der Gefahr der Verstopfung keine Geldscheine verwenden.

<sup>8</sup> F. A. Hayek, Choice in Currency: a Way to Stop Inflation, IEA Occasional Paper 48, London 1976.

Hayeks dictum könnte man auch so formulieren: Inflation ist nicht Teufelswerk, nicht dem Wirken finsterner Mächte zuzuschreiben. Inflation ist Menschenwerk, es sind die Regierungen, die Mächtigen, die den Verfall der Währungen verursachen, sei es mit Absicht, etwa um sich der aufgelaufenen Schulden zu entledigen, mit „ungedeckten“ Schecks angebliche Wohltaten zu finanzieren oder einfach aus Unfähigkeit.

### 3. Die ewige Suche nach dem richtigen Standard

Nach all den schlechten Erfahrungen kann es nicht verwundern, dass die Suche nach einer geeigneten – oder anspruchsvoller formuliert: der – geeigneten Währungsordnung offenbar nie endet. Es zeugt von der aktuell hohen Unsicherheit und Sorge um die Zukunft des Geldes, wenn weltweit wieder solche Grundsatzdebatten geführt werden.<sup>9</sup> Dabei offenbart sich die ganze Bandbreite währungspolitischer Optionen. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Theorie und Praxis nachzuzeichnen. Grundsätzlich kann man zwei Kategorien unterscheiden, je nachdem, ob das Geld an ein von Natur aus knappes Gut gebunden ist oder nicht.<sup>10</sup>

Metallwährungen verkörpern nicht nur die älteste Form des Geldes, der Versuch einer theoretischen Grundlegung des Metallismus findet

---

<sup>9</sup> Siehe z.B. das gerade erschienene Buch: R. Pringle, *The Money Trap*, Basingstoke 2012.

<sup>10</sup> Siehe O. Issing, *Einführung in die Geldpolitik*, 6. Auflage, München 1996, S. 3 ff. L. B. Yeager (ed.), *In Search of a Monetary Constitution*, Cambridge Mass. 1962.

sich bereits bei Aristoteles in seiner Nikomachischen Ethik.<sup>11</sup> Soweit der Geldumlauf nur aus Münzen besteht, bestimmt im Wesentlichen das Angebot an dem jeweiligen Metall die Geldmenge. Im Gegensatz zu den verschiedenen Formen solcher Metallumlaufwährungen erfolgt die Bindung in der Metallkernwährung über die Einlöschungspflicht umlaufender Banknoten zu einem vorab fixierten Preis in das jeweilige Währungsmetall.

Derartige Währungssysteme dominierten über die längste Zeit der Geschichte, sind aber längst überall aufgegeben worden.

Heute herrschen allerorten Papierwährungen, d.h. praktisch stoffwertloses Geld, ohne Bindung an ein Metall oder ein anderes, von Natur aus knappes Gut. Im Falle des elektronischen Geldes entfallen selbst die Kosten für den Notendruck. Geht man von den Funktionen aus, die das Geld zu erfüllen hat, dann kann man in einem Geld mit faktisch vernachlässigbaren Produktionskosten den logischen Schlusspunkt in der Geschichte der Entwicklung des Geldwesens sehen.<sup>12</sup> Genau hier liegt aber auch die entscheidende Schwäche des Papierstandards – der Gefahr des grenzenlosen Missbrauchs, der willkürlichen Ausdehnung der Geldmenge. Eine Karikatur des

---

<sup>11</sup> Siehe: O. Issing, Aristoteles – (auch) ein Nationalökonom?, in: Aristoteles und seine „Politik“, Vademecum zu einem Klassiker des antiken Wirtschaftsdenkens, Düsseldorf 1992. In seiner „Politik“ heißt es dazu: „Man kam daher überein, behufs Tausches gegenseitig eine Sache zu geben und anzunehmen, die selbst zu den nützlichen Dingen zählte und bei ihrer Verwendung im Verkehr am leichtesten zu handhaben war, wie es z.B. Eisen, Silber und dergleichen ist. Zuerst bestimmte man sie einfach nach Größe und Gewicht, schließlich aber drückte man ihr ein Zeichen auf, um sich das Messen und Wägen zu ersparen, indem die Prägung als Zeichen ihrer Quantität galt.“, Aristoteles, Politik, Übersetzt von E. Rolfes, Hamburg, 1981, S. 19, Erstes Buch, 9. Kapitel, 1257, S. 35-40.

<sup>12</sup> K. Helfferich, Das Geld, 6. Auflage, Leipzig 1923, X. 665. Siehe auch die Charakterisierung durch Goethe in der eingangs beschriebenen Szene.

Simplicissimus während der Hyperinflation in Deutschland 1923 zeigt Gutenberg vor einer Notenpresse mit dem Ausruf : „Das habe ich nicht gewollt.“

Nach den schlechten Erfahrungen mit dem Papierstandard in vielen Ländern bleibt die Idee der Rückkehr zum Goldstandard eine stetige Erinnerung, die in Zeiten wachsender Besorgnis um den Geldwert erwartungsgemäß immer wieder auflebt. Als „Mahnung“ mag man dieser Nostalgie eine gewisse politische Bedeutung beimessen, von einer ernsthaften Option kann aber wohl nicht die Rede sein. Dafür gibt es wichtige Gründe. Allen Erscheinungsformen von Metallwährungen gemeinsam ist das Prinzip, dass die Geldmenge von den Zufälligkeiten der Edelmetallproduktion abhängt. Infolgedessen gab es auch in diesen Währungssystemen Phasen erheblicher Preissteigerungen (und Deflationen), so als etwa die Eroberungen Spaniens zu einem starken Zustrom von Silber in Europa führten. Auch in der Blütezeit des Goldstandards waren beträchtliche jährliche Schwankungen des Preisniveaus zu verzeichnen.<sup>13</sup>

Nun könnte man dem entgegenhalten, immerhin sei der Geldwert durch die natürliche Knappheit des Metalls (bzw. im Bimetallismus von Gold und Silber) gegen extremen Missbrauch geschützt, und der Geldwert damit über große Zeiträume hinweg gesichert.<sup>14</sup> Dieses Argument verliert jedoch jede Überzeugungskraft, wenn man

---

<sup>13</sup> Siehe z.B. R. Richter, Geldtheorie, Berlin 1987, X. 242 ff.

<sup>14</sup> Im Übrigen hat auch der Umlauf von Münzen in Gold bzw. Silber keinen sicheren Schutz vor Inflation. Um von Kippen und Wippen nicht zu reden, so wurde nicht selten entweder der Metallgehalt sukzessive verringert oder der Nominalwert erhöht. Entsprechend überstempelte alte französische ECU-Münzen kann man im Geldmuseum der Bundesbank besichtigen.



realistischerweise von der Variante der Metallkernwährung ausgeht. In diesem Fall beruht z.B. die „goldene Bremse“ bei der Geldproduktion auf der Einlöschungspflicht der Banknoten zu einem gesetzlich fixierten Preis.

Die „Knappheit“ wird in diesem Regime also letztlich nicht durch das Metall, sondern durch den Gesetzgeber bestimmt.<sup>15</sup> Wie die geschichtliche Erfahrung zeigt, wurde noch in jeder Krise die „goldene Fessel“ beseitigt. Die Goldwährung oder jede andere Form der Metallwährung erweist sich damit (bestenfalls) als „Schönwetterstandard“ und taugt mittlerweile allenfalls als heuristisches Konzept.

Die Menschheit wird also wohl oder übel mit dem Papierstandard leben müssen und dabei mit der Herausforderung, diesem Regime Grenzen einzuziehen, um die immanente Inflationsgefahr zu bändigen. An Vorschlägen dazu mangelt es nicht. Sie reichen von der Idee der Indexwährung bis zur strikten Geldmengenregel. Mit seinem Vorschlag, die Notenbank gesetzlich – am besten in der Verfassung – zu verpflichten, die Geldmenge stetig um einen festgelegten Prozentsatz auszuweiten, wollte Friedman die Tür zu einer der Stabilität unvermeidlich abträglichen diskretionären Geldpolitik in der Verantwortung unfähiger Notenbanker ein für allemal verschließen.<sup>16</sup>

---

<sup>15</sup> Vorschläge, die Mängel der Goldwährung mit einem Waren-Reserve-Standard durch eine Verbreiterung der Währungsbasis zu überwinden, sind auf vernichtende Kritik gestoßen und spielen inzwischen zu Recht keine Rolle mehr. Siehe: M. Friedman, Commodity Reserve Currency, in: M. Friedman, Essays in Positive Economics, Chicago 1953.

<sup>16</sup> M. Friedman, A Program for Monetary Stability, New York 1959.

Hier offenbart sich die Skepsis liberaler Ökonomen gegenüber der Macht von Technokraten, wie sie Walter Eucken formuliert hat: „Eine gute Währungsverfassung sollte jedoch nicht nur so konstruiert sein, dass sie den Geldwert möglichst stabil hält. Sie sollte darüber hinaus noch eine weitere Bedingung erfüllen. Wie die Wettbewerbsordnung selber sollte sie möglichst automatisch funktionieren; nicht einfach nur deshalb, weil die „Systemgerechtigkeit“ erfordert, Währungsverfassung und allgemeine Wirtschaftsverfassung auf demselben Prinzip aufzubauen, sondern auch vor allem, weil die Erfahrung zeigt, dass eine Währungsverfassung, die den Leitern der Geldpolitik freie Hand lässt, diesen mehr zutraut, als ihnen im allgemeinen zugetraut werden kann.“<sup>17</sup>

Neben verschiedenen anderen Mängeln weist der Vorschlag einer strikten Geldmengenregel eine gravierende, irreparable Schwäche auf:<sup>18</sup> Die Regel muss sich auf ein konkretes, statistisch eindeutig definiertes Geldmengenaggregat beziehen. Dessen ökonomischer Inhalt kann sich jedoch durch Innovationen der verschiedensten Art entscheidend ändern, wodurch die Regel ihre theoretische Begründung und praktische Relevanz verliert.<sup>19</sup>

---

<sup>17</sup> W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, 2. Auflage, Tübingen 1955, X. 257. Eucken war übrigens ein Vorreiter der Waren-Reserve-Währung.

<sup>18</sup> Zu den Argumenten gegen strikte Regeln (und für regelgebundene Geldpolitik) siehe: ECB, Issues Related to Monetary Policy Rules. Monthly Bulletin, October 2011.

<sup>19</sup> Friedman selbst hat sich übrigens später von diesem Vorschlag distanziert.

„Inflation is made by government and its agents. Nobody else can do anything about it.“<sup>20</sup> Mit diesem Fazit fasst Hayek seine theoretischen Erkenntnisse und empirischen Erfahrungen zusammen. Nach seiner Analyse liegt die entscheidende Ursache für die Geldentwertung im staatlichen Geldmonopol. Konsequenterweise fordert er nichts weniger als dieses Monopol zu brechen und die freie Wahl der Währung zuzulassen.

Ganz im Sinne des Wettbewerbs als Entdeckungsverfahren werden sich dann die stabilsten Währungen durchsetzen, in Umkehr des Greshamschen Gesetzes verdrängt das gute Geld das schlechte.<sup>21</sup> Hayeks Vorschlag des Währungswettbewerbs hat eine heftige Diskussion ausgelöst, die gerade in letzter Zeit wieder intensiviert wird – auch ein Zeichen der Unzufriedenheit mit dem Status quo.

Notenbanker als Vertreter einer Monopolstellung sind möglicherweise nicht die objektivsten Teilnehmer an einer Debatte über das Für und Wider des Wettbewerbs auf ihrem Turf. Bei aller Sympathie für den Konkurrenzgedanken auch auf diesem Gebiet, bleiben doch viele offene Fragen. Überstehen viele Währungen den Wettbewerb, ist mit hohen Transaktions- und Informationskosten zu rechnen. Im Falle weniger Wettbewerber tritt das Problem der Oligopolmacht und die Gefahr der Absprache auf. Private Anbieter sehen sich dem Einwand der zeitlichen Inkonsistenz ihrer Ankündigungen ausgesetzt, also dem

---

<sup>20</sup> F. A. Hayek, Freie Wahl der Währungen. Ein Mittel gegen die Inflation, in: J. Badura und O. Issing, Geldpolitik, Stuttgart 1980.

<sup>21</sup> F. A. Hayek, Entnationalisierung des Geldes, Tübingen 2011.

Anreiz, das Versprechen stabilen Geldes eines Tages zu brechen. Andererseits besteht die Gefahr, dass der Wettbewerb um Stabilität in Deflation endet.<sup>22</sup>

So faszinierend Hayeks Vorschlag auch sein mag und so sehr er die Diskussion bereichert hat, so spricht doch vieles dagegen, das Geldwesen eines Landes dem erkennbar hohen Risiko eines solchen Tests auszusetzen.

Die Wahrung der Geldwertstabilität bleibt jedoch ein ordnungspolitisches Problem ersten Ranges.<sup>23</sup> Eucken zitiert den Lenin zugeschriebenen Satz: „Um die bürgerliche Gesellschaft zu zerstören, muss man ihr Geldwesen zerstören.“ Er spricht der Währungspolitik den Primat zu.<sup>24</sup> Unter all den Optionen bleibt für den Papierstandard – das einzige unter heutigen Aspekten relevante Geldsystem – die Herausforderung, den Geldwert gegen den Missbrauch durch die Politik zu sichern, indem der Gesetzgeber der Notenbank den Status der Unabhängigkeit verleiht und sie mit einem klaren Mandat zur Sicherung der Preisstabilität verpflichtet. Unabdingbar und in dieser Zeit notwendiger denn je ist das Verbot der monetären Finanzierung von Staatsausgaben. Die zahlreichen Attacken auf die Unabhängigkeit der EZB und ihr Statut belegen aber auch die stetige Versuchung, die mit dem vertragsmäßig begründeten Mandat geäußerte „Selbstentmachtung“ der Politik wieder

---

<sup>22</sup> Siehe: O. Issing, Hayek's Suggestion for Currency Competition: A Central Banker's View, in S. F. Frowen (ed.), Hayek: Economist and Social Philosopher, Basingstoke 1997, S. 185 ff.

<sup>23</sup> O. Issing, Geldwertstabilität als ordnungspolitisches Problem, Ordo Band 48, Stuttgart 1997, S. 167 ff.

<sup>24</sup> Eucken, a.a.O., S. 255 ff.

zurückzunehmen. Bewahrung der Geldwertstabilität bleibt aber nur dann gesichert, wenn solche Angriffe erfolglos bleiben und schließlich der Überzeugung weichen, dass politischer Einfluss auf die Geldpolitik am Ende immer in mehr oder minder hoher Inflation endet.

#### 4. Die internationale Dimension

Die Wahl des gleichen Metalls als Grundlage des Geldwesens eines Landes etabliert zwangsläufig auch eine internationale Währungsordnung mit festen Wechselkursen zwischen den betreffenden Ländern. Der Goldstandard in seiner Blütezeit in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg demonstrierte die Vorzüge eines solchen Systems. Diese Vorzüge kommen allerdings nur dann zum Tragen, wenn alle Beteiligten sich an die Spielregeln halten. Dazu zählt nicht zuletzt die Bereitschaft auf den Verzicht, Geldpolitik in den Dienst nationaler Ziele stellen zu wollen. In dem Augenblick, in dem diese Voraussetzung nicht mehr erfüllt war, musste auch der Goldstandard scheitern.

Mit der unwiderruflichen Fixierung der Wechselkurse hat die Europäische Währungsunion vergleichbare Verhältnisse geschaffen, indem die Geldpolitik der EZB für alle Länder gilt, one size has to fit all. Das Funktionieren der Währungsunion setzt voraus, dass die Länder sich den Regeln eines vergleichbaren Ausgleichsmechanismus

unterwerfen und ihre makroökonomische Entwicklung den Bedingungen des „äußeren Gleichgewichts“ anpassen. Entsprechend hoch ist der notwendige Grad an Flexibilität wichtiger gesamtwirtschaftlicher Variablen, nicht zuletzt der Löhne. Der Wunsch, an einer Union stabilen Geldes teilzuhaben, verlangt seinen Preis, oder besser gesagt: Die Vorteile eines stabilen Euros kann ein Mitgliedsland nur in dem Maße ausschöpfen, in dem es die Voraussetzungen dafür schafft und die Spielregeln einhält.

Was insbesondere von „außen“ als (hohe) Kosten der Währungsunion identifiziert wird, sind die Probleme, die sich nicht zuletzt daraus ergeben, dass ein Land sich nach wie vor – etwa in der Lohnentwicklung – so verhält, als gäbe es noch die Möglichkeit, gesamtwirtschaftliche Fehlentwicklungen durch eine Abwertung der eigenen Währung zu korrigieren.

Im Vergleich mit dem EMS-Vorgänger des adjustable peg darf man jedoch nicht übersehen, dass dieses Regime in den Worten Milton Friedmans die schlechteste zweier Welten ist: Es schafft weder die Stabilität der Erwartungen eines Systems glaubhaft stabiler Wechselkurse noch garantiert es die Anpassungsfähigkeit flexibler Wechselkurse.<sup>25</sup> Der Papierstandard verlangt im Prinzip als internationale Ordnung die Wahl der Ecklösungen: Flexible

---

<sup>25</sup> M. Friedman, The Case for Flexible Exchange Rates, in: M. Friedman (ed.), Essays in Positive Economics, Chicago 1953.

Wechselkurse oder ein System glaubwürdig fixierter Wechselkurse mit der Währungsunion als „vollkommener“ Ausformung.

## 5. Fazit

Goethes Faust, Teil II, enthält eine Fülle von Phantasmagorien. Gemessen am Realitätsgehalt zählt die eingangs kurz geschilderte Szene nicht dazu. Dagegen sprechen zu viele konkrete Beispiele, in denen die Politik sich ganz an dieses „Drehbuch“ gehalten hat. Ist gegen die Versuchung der Inflation also wirklich kein Kraut gewachsen? Nach vielen schlechten Erfahrungen spüren zumindest die Anleger inzwischen den Teufel, die Inflationsgefahr, bevor er sie am Kragen hat. Unter allen Optionen zur Bändigung der Inflationsgefahr verdient die Wahl eines geeigneten Statuts für die Notenbank mit den bereits erwähnten Elementen nach bisherigem Stand der Erkenntnis die beste Lösung.

Aber: „Gegen die Front einer „Gesellschaft des Überanspruchs“ kann auch eine unabhängige Notenbank die Geldwertstabilität auf Dauer nicht verteidigen – oder anders gewendet: Jede Gesellschaft hat letztlich die Inflationsrate, die sie verdient und im Grunde auch will. Diese letztlich fast trivial zu nennende Aussage führt freilich nicht zu einem Argument, das die Bedeutung der Unabhängigkeit der Notenbank relativiert oder gar leugnet, genau das Gegenteil ist richtig: Im Widerstand, der Notenbank diesen Status zu verleihen, äußert sich

im Grundsatz immer die Absicht, den Zugriff über die Geldschöpfung der Politik vorzubehalten. Dem Geldwert ist dieser Vorbehalt auf Dauer nirgends gut bekommen. Wegen der im politischen Prozess liegenden Versuchungen kann eine Gesellschaft daher ihren ernsthaften Willen, die Stabilität des Geldes zu bewahren, überzeugend nur in der Wahl des geeigneten institutionellen Arrangements dokumentieren. Die Unabhängigkeit der Notenbank steht dabei an erster Stelle.<sup>26</sup>

Schließlich sollte man die Mahnung Karl Poppers nicht vergessen: „Es ist nicht nur so, dass die Konstruktion von Institutionen wichtige persönliche Entscheidungen nötig macht: das Funktionieren auch der besten Institutionen ... hängt stets in beträchtlichem Ausmaß von den Personen ab, die im Rahmen dieser Institutionen arbeiten. Institutionen sind wie Festungen; sie müssen wohlgeplant *und* wohlbesetzt sein.“<sup>27</sup>

---

<sup>26</sup> O. Issing, Unabhängigkeit der Notenbank und Geldwertstabilität, Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, Stuttgart 1993, S. 31f.

<sup>27</sup> K. R. Popper, Der Zauber Platons: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Band I, Bern 1957, S. 177.